

(Nachdruck verboten.)

Der Zauberkaftan.

10] Roman von Koloman Mikszáth.

„Steige vom Pferde, guter Mann, ich führe Dich hin —“ meinte ein untersehter Tartare mit gutem ungarischen Accent. „Ein schlechtes Pferd gaben Dir die Keckemeter Richter. Da kommt eben unser Herr, Beg Olaj, Allah beglänze lange seinen Bart.“

Wahrhaftig, da erschien er, der mächtige Beg Olaj, auf seinem schönen Rappen hielt er eben Revue über seine Truppen.

„Der Keckemeter Gesandte ist hier, mächtiger Beg!“ meldete der untersehte Junge.

Der Beg betrachtete den Gesandten und dessen Mantel sehr aufmerksam, dann sprach er sanft:

„Wende Dich um, braver Junge, wenn ich Dich mit der Bitte nicht belästige.“

Gjinna drehte sich um.

Beg Olaj warf nun von rückwärts einen Blick auf den Mantel. Dann sprang er vom Pferde, warf sich vor Gjinna zur Erde und küßte den Saum des Mantels dreimal. Gjinna staunte ihn an mit ihren großen schwarzen Augen, sie glaubte zu träumen.

„Allah ist groß und Mohamed sein Prophet. Was befehlst Du, Abgesandter der Stadt Keckemet?“

Demüthig und gebückt stand er vor ihr. Gjinna zögerte ein wenig, dann aber sagte sie mit herber Stimme:

„Verlasset die Markung der Stadt Keckemet sofort!“

Olaj Beg hob seine schläfrigen Schafaugen gegen den Himmel, dann wendete er sich zu den Truppen und schrie laut: „Wir ziehen ab! Sattelt!“

VII.

Bestyal blieb bei der Schilfmauer und zerbrach sich den Kopf darüber, was er beginnen, wohin er sich wenden sollte. In seinem schweren Kopfe zerfloßen die Gedanken wie geschmolzenes Blei, seine Glieder nahm eine Schläftheit gefangen, an seiner Seele nagte die Selbstanklage: „Ich habe schlecht gehandelt, es war eine egoistische Feigheit.“ Eine peinigende Unruhe stach ihn wie mit Dornen.

Düster blickte er vor sich hin.

„Wohin führt mich nun mein Weg . . .?“

Der Rebel zertheilte sich ein wenig und unweit erglänzte das Niesenauge des Sees Csakanos, wie wenn er ihm zinkernd zugernsen hätte: „Komm, Bestyal, es wird am vernünftigsten sein, wenn Du Dich hierher legst, Dich mit einer silbernen Decke zudeckst und auf einem weichen Sandpolster träumst! . . . Dies ist der geradeste Weg.“

Einige Schritte machte er gegen den Teich, aber ein Strauch stellte sich ihm in den Weg, der höchste in der ganzen Gegend; die dünnen Aeste hatten die kleinen Schneeflocken überdeckt: er bemerkte sie nicht und stolperte über dieselben. Und als sein Ohr in diesem bitteren Augenblicke den Körper der „lieben Mutter“ berührte, da hörte er, fühlte er plötzlich, daß derselbe weit weg erbebt, der dumpfe Schall von tausend Pferdehufen war vernnehmbar. Er schauerte zusammen. „Ach, es kommen die Tartaren gegen die Stadt.“

Doch ruhiger ward es, wie wenn der Lärm sich verzöge, er wurde immer leiser und leiser, bald aber ging er ganz unter. Nur ein Pferd näherte sich. Top! Top! Ja, wahrlich, es ist nur ein Pferd, und die Gjinna sitzt darauf. Bestyal sprang in die Höhe, er wischte gar nicht den Schmutz von seinen Kleidern, er lief ihr athemlos entgegen.

„Du bist hier? Es fehlt Dir nichts? Du bist wirklich hier? Was geschah?“

Gjinna lächelte munter. Bevor sie antwortete, blies sie ihr Gesichtchen in mädchenhaftem Uebermuth heldenhaft auf: „Es geschah nichts Anderes, wie ich gehorjamst melde, als daß ich die Tartaren vertrieben habe. Sie laufen wie besessen.“

„Schwache nicht!“

Dies sollte so viel heißen: „Ich bitte Dich, rede, rede!“ Sie sprach auch, doch vorher streifte ihr glänzender Blick mit großer Liebe den beschneiten grünen Raftan.

„Dieser Mantel ist schon etwas werth, mein Herr Mag.“

„Wirklich?“

„Als ihn Olaj Beg gewährte, stieg er vom Pferde, küßte den Saum dreimal und fragte dann mit großer Demuth, was ich befehle. Ich habe ihm nun befohlen, daß sie sofort sich von dannen heben. Sie folgten sofort und zogen ab.“

Bestyal stand mit offenem Munde da.

„Ist es möglich? Hat er wirklich eine solche Zauber-Kraft?“

„So geschah es, Wort für Wort. Ich habe aber nicht viel Zeit zu plaudern. Nehmen Sie den Raftan, hier ist Ihr Pferd, setzen Sie sich darauf. Ich werde mich auf einem anderen Weg entfernen.“

„Postausend! Das ist ja ein wahrhaftes Wunder!“ jubelte Mag, der sich vor Staunen nicht erholen konnte. „Dann ist ja dieser Raftan ein großer Schatz!“

„Das will ich wohl glauben. Jedoch beeilen Sie sich, denn sie könnten kommen. Es ist mir, als wenn ich schon schwarze rollende Wagen, von der Stadt kommend, sähe.“

Bestyal's Stirn verfinsterte sich.

„Du hast recht, Gjinna, sage niemandem etwas! Ich danke Dir für das, was Du gethan hast. Ich werde mit Dir noch später sprechen . . . heute noch. Jawohl, ich spreche noch mit Dir, Gjinna.“

„Schon gut,“ meinte der fische Burche und verschwand gegen den Ried hin.

Bestyal ging den geraden Weg. In der That fand er die lange Wagenreihe bald vor sich; diese brachte Brot und Holz, der Marcei trieb die Ochsen mit fastigen Verwünschungen an. Vor dem Wagen ritt einer der Trümmern, Herr Samuel Holeczi, den nervus rorum in der an seiner Seite hängenden gelben Ledertasche tragend. Jenes Weib aber auf einem Wagen, umgeben von hold gerötheten Brod-laiben, es ist bei Gott Frau Fabian; sie ist aus bloßer Neugierde mit von der Partie, um doch endlich einen „hunds-köpfigen Tartaren“ zu schauen; und neben ihr kauert der rede-gewandte Paul Fekete, mit den blinzelnden Hasenaugen eine Schrift lesend.

„Seht da! Ist das nicht der Bestyal?“ stammelten betroffen die Keckemeter. „Der kommt aus dem Jenseits!“

Samuel Holeczi, der dem Bestyal niemals so recht gram war (man weiß ja, daß die Lutherauer immer zu einander halten) und den überdies eine qualende Neugierde besiel, richtete an Herrn Mag in weichem Tone die Frage:

„Nicht wahr, es ist nur Eure Seele, Freund, nicht Ihr selbst?“

„Postausend, nein, ich bin es selbst ohne meine Seele,“ brummte Bestyal bitterlich (wer weiß, woran er eben dachte?) „Aber Ihr, wohin wandert Ihr denn?“

„Es nahen Gäste unserer Gemarlung,“ meinte in gemüthlichem Galgenhumor Holeczi. „Wir bringen ihnen eine kleine Kollation entgegen.“ (Der edle Herr war zumeist bei gesegneter Laune.)

„Die werden aber nicht leicht zu erreichen sein!“

„So?“

„Freilich, sie sind schon über alle Berge. Gingen fort ohne Verabschiedung.“

„Ist das möglich?“ quielte die Frau Fabian dazwischen.

„Schade!“ grämte sich Herr Fekete. „Da komme ich um eine meiner schönsten Neben.“

Bestyal erzählte die Geschichte mit dem Mantel, ob welcher das Antlitz des Herrn Samuel Holeczi augenblicklich alle Farben zu spielen begann.

„Kein kleiner Fall,“ brummte er, sich die stumpfe Nase mißvergüht tragend. „Kein kleiner Fall, hm . . . dergleichen hat sich wohl, seitdem die Welt besteht, noch niemals zuge-tragen.“

Judessen seine Verlegenheit währte nur einen Augenblick; er war ein abgefeimter, schlauer Fuchs, der sich leicht wieder auf die Höhe der Situation zu schwingen verstand.

„He, ihr Fuhrleute, nun kehret wieder um! Ein großer Tag ist für Keckemet angebrochen.“

Dann aber sprang er aus dem Sattel und sprach in ehr-erbietigem Tone:

„Schwingt Euch auf mein Pferd, Herr Mag Bestyal. Es ist mir ein Kummer und eine Schande, Euch im Sattel jenes Klappergauls zu sehen.“

„Laßt das nur. Ich danke. Mein Kopf ist gut genug“

für mich. Wenn drei Triumvirn mich auf dasselbe gesetzt, so ist einer nicht genug, um mich aus dessen Sattel zu bringen."

"So mag denn Herr Fekete mein Pferd besteigen, um der Stadt die Kunde von dem Geschehenen zu überbringen."

Das war aber dem "Cicero der Stadt" just recht, so fand er Gelegenheit, für die ausgefallene Rede eine andere zu halten."

"Freilich geh' ich. Wie sollt' ich nicht gehen? 'S ist ja eine wahre Freude, so ein schönes Thier zu reiten. Aber gebt mir eine Gerte dazu, da es mir nun einmal an Sporen fehlt."

Man brauchte keine Peitsche für den feurigen Renner, er galoppirte mit dem großen Orator von dannen, wie die Fohlen des Märchens, denen man in die Futterfäcke glühende Kohlen als Futter steckt. Fekete selbst aber schwitzte und pufete, er war, als er am Plage anlangte, völlig durchnäßt. Hier verkündete er dem sich immer mehr und mehr ansammelnden Volke mit kühnen Redeweidungen die besondere Gnade Gottes, mit der dieser die Stadt bedachte, indem ein todttes Kleidungsstück beredt wurde und den Erbsind von den Grenzen verjagte.

Es geschah ein Wunder. Edle Bürger Keckemetz, lasset die Glocken läuten. Der habgierige Olaj Beg warf sich zur Erde und küßte den Mantel Lestjak's dreimal demüthig und fragte ihn zerknirscht: "Was befehlst Du, Abgesandter der Stadt Keckemet?" Hierauf erhob Herr Lestjak junior sein Haupt und antwortete: "Stört nicht meine Kreise — das heißt, hebt Euch von dannen." Und so kommen sie zurück, die Wagen mit Brot, die Ochsen, die Geldbeutel, der Triumvir und Olaj Lestjak."

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Frühlingsmilch fast und heiter ist die Weihnachtswoche herangenaht. In Berlin gehört die "weiße Weihnacht" wohl zu den Seltenheiten; hier duldet der massige Straßenverkehr den reinlichen Schnee nicht. Aber wie diesmal der "goldene Sonntag" anrückt, das wird den Romantikern der weihnächtlichen Tage wiederum nicht recht sein. Die verlangen schroffere Gegensätze. Wenn's draußen nicht schon stürmt und tobt, so soll's doch empfindlich naßkalt und trübselig sein. Dann strömen Ofen und Kamin um so behaglichere Fremden aus, denn preißt man um so gestörter den Frieden und das Glück des warmen Hauses, den Segen der Familie.

Während den einen so die rauhe Würze fehlt, die ihnen ihr "friedliches Heim" noch werthvoller erscheinen läßt, ist es einer schweren Menge von Menschen, die gerade in dieser Woche unter ihrem Sanktstier-Dasein am schwersten leiden, nicht unwillkommen, daß zur Zeit verhältnißmäßig lüde Hüfte wehen; von den Aerzten der Armen angefangen, die bis in die sinkende Nacht hinein mit ihren dünnen Kinderstimmchen auf der Straße ihre Schächeln und Hampelmänner feilboten bis zu den Verkäufern in Bäden und großen Waarenhallen. Wenn man heute in das Menschengewimmel eines modernen Niesentaufhauses geräth, so erschrickt man förmlich nicht bloß über das Arbeitsmaß, das den Leuten auferlegt ist, sondern auch über die Ansprüche, die an die Geistesgegenwart und an das Nervensystem der Menschen gestellt werden. Welche Kräfteanspannung Tag für Tag! Ohne nennenswerthe Mast! Dem Laien, dem Fremden, der plötzlich aus ruhigen, gemessenen Verhältnissen in den wilden Trubel veretzt würde, erschiene es fast unmöglich, wie hier Kaltblütigkeit und ruhige Uebersicht gewonnen werden könnte. Und so viele blutarme weibliche Geschöpfe finden sich unter diesen Verkäufern. Sie halten aus bis zur Ueberspannung, sie müssen aushalten, und wenn's ihnen gleich den Kopf zersprenge. In der That entfaltet sich hier ein Heldenthum der Arbeit; und der Heroismus, mit dem man Nerd und Sinn, physisches Vermögen und geistige Energie opfert, gilt einem lärglichen Lohn. Wer nach solcher Arbeit zur Ruhe kommt, fühlt sich wie zerschlagen; wer dann sein Friedensfest feiert, dem kommt die Feier kaum zum Bewußtsein; für ihn ist's kein Befagen, eher ein blitzflüchtiger Rausch gewesen. Der Nervenarzt krafft-Gbing in Wien behauptet, daß unter den heutigen Großstädtern auf je zweihundert Menschen ein Fall schwerer Zerrüttung komme. Bei dieser Art von Ueberspannung der Menschenkraft ist es wirklich kein Wunder, wenn Zerrüttung und schwere Hysterie ihren fürchterlichen Fortgang nehmen.

Der vielgerühmte Weihnachtsfrieden, in dem der Mensch vorgebildet in stillerbautlicher Demuth Einsicht bei sich halten möge! Selbst im Genuß der geringen Minderzahl, die wirklich genießen darf, tritt etwas Festiges, Gewalttames auf. Der Knalleffekt, die Uebererschauung wird statt des stilleren Frohsinns aufgesucht. So muß der Besenker "pass" sein, wenn es nach der Absicht des präzigen Schenkers geht. Selbst für die Kinderwelt ist in jenen Kreisen die Methode beliebt, pass zu machen. Von Jahr zu Jahr konnte man beobachten, wie selbst im Spielzeug, im Puppenheim das Bestreben immer mehr answoll, statt des Zierlichen das Massige, statt des Gefälligen das Kostbare aufzubauen. So

dankebar ist die Phantasie der Kinderwelt: aus einem Sandhaufen errichtet sie sich Festungszinnen und Stadthore, ein Kahn, aus einem Zeitungsblatt geformt, wird ihr zum Schiff, das Frachten nach dem Ocean trägt. Aber auf diese mithelfende Phantasie möchte das moderne weihnächtliche Spielzeug für die Kinder der Klassen, die sich's leisten können, am liebsten verzichten. Die Puppe muß kolossal sein, die Stoffe, mit denen sie behängt wird, reich und echt; auf dies "echt" wird soviel Werth gelegt. Aus dem Wägelchen wird ein Eisenbahnzug; die Modelle werden umfangreicher, wachsen sich immer mehr aus und auto-matisch-mechanische Künste müssen für die "Knalleffekte" sorgen.

Es brauchte einen nicht zu verwundern, wenn man auf künftigen Weihnachtsmärkten stolzen Panzer-Modellen, Geschwader-Nachbildungen mit seemännischer Besatzung und ähnlichem Kinder-Spielzeug begegnete. Der heranwachsende Staatsbürger soll eine Vorstellung davon gewinnen, daß zum Ausgang des Jahrhunderts ein "stolzer Wendepunkt in Deutschlands Geschichte eingetreten sei". Wir sind keine demüthigen Landratten mehr. Wir wollen Herren zur See werden, allen englischen Parlamentariern zum Trotz, die mit "ihres Gedankens Bläse" die angeborene Farbe der Entschliesung tranken möchten. Man's braver Mann, der daheim in seinen Bergen am Schwabenmeere sitzt und säuerlichen Bodensee-Wein schlürft, wird, als er die festtägliche Postkarte von 1897 vernahm, von Heldenabenteuern zur See, von groß ausschweifenden Plänen und Weltunternehmungen geträumt haben. Es schwärmt sich ja so schön hinter dem Ofen, und die kühnsten Reise-Unternehmungen, die gefährlichsten Wandersfahrten werden mit dem Reisehandbuch in der Hand gewagt. So hat Herr Tartarin in seinem südfrensischen Tarasson, diese lebendige Schöpfung des nimm-mehr entschlafenen Dichters Daudet, auf Löwen gejagt und wild-afrikanische Forschungen geübt. Unter den edelsten Landratten, unter süddeutsch-nationalliberalen Hochländern findet man die lauteften Flottenenthusiasten und Ozeanfahrer. Sie haben keine Anschauung von der See und überseeischen Thaten; und ihre Unkenntnis macht sie unbedenklich. Daheim, wo es sich so audächtig schwärmen läßt, sind sie stets fürs Wagen, niemals fürs Wägen, um an einen Wahlspruch Moltke's zu erinnern.

Verdient und pathetisch genug läßt sich also das diesjährige Friedensfest an. Von demüthiger Erbaulichkeit, vom einträchtigen Menschenthum ist wenig zu verspüren. Eher gewahrt man Ueberbühung in Deutschland und in dessen Nachbarschaft. Wie soll auch von verfühnlischer Demuth die Rede sein, wenn selbst unglückliche Kranke durch strenge Zucht und Schneidigkeit, statt durch Liebe zur Pflicht geführt werden? Das moderne Leben zumal in Großstädten und in Industriemittelpunkten weckt eine Fülle von geistigen Unregelmäßigkeiten. Geistige Ueberanstrengungen, krankhafte Reizbarkeiten, hysterische Erscheinungen mehren sich. Man wird gebeht und gejagt in der täglichen Arbeit, dazu die Ueberfüllung in Gassen und Häusern, die Flucht betäubender, sinnverwirrender Eindrücke; und erklegt man dann, wird das Nervensystem angegriffen und zerrüttet, dann kommt die rauhe Zucht der Krankenhäuser zu ihrem Recht. Dann heißt es mit einer kleinen Umänderung des bekannten Verses: Du läßt den Armen elend werden und überläßt ihn seiner Pein. Pastor Bodelschwing hat seine Genußthung erhalten. Der härteste Eiferer könnte sie nicht strenger erwarten. Pastor Bodelschwing wird beruhigt und befriedigt sein. Im Leicht beunruhigt, in gewissen Dingen sehr wachsamem Volksbewußtsein wird ein Rest von Feinsicht übrig bleiben. Wer sich als Arzt und Wohlthäter der Menschen geberdet, den wird man auf seine erzielte Methode hin noch sorgfamer beobachten, als den Lehrer der Jugend.

Verdoppelte Geduld, verdoppelte Einsicht braucht die Behandlung des Erkrankten, besonders des nervös Erkrankten, daß exaltirte und hysterische Personen leicht zur Selbstüberredung, zu Bahnvorstellungen neigen, daß sie von Ueberanstrengung jäh zu tief herabgestimmter Gemüthsverfassung sinken und in solcher Depressio leicht aus Mangellichkeit und Ermattung lügen, das weiß jeder Laie. Aber der Kranke Pflegeling, der ausnahmsweise einmal wider die Hausdisziplin, wider strenges Verbot zechen gegangen war und aus begreiflicher Furcht zu leugnen veruchte, daß er getrunken hatte, wird geprügelt. Und Herr v. Bodelschwing erklärt vor Gericht mit Nachdruck: Er würde, wenn ihm solcher Fall wieder vorkäme, genau in gleicher Weise vorgehen, wenngleich er bedauere, vom Jorn hungerissen worden zu sein. Der Erkrankte, der geistig Geschwächte, der entartete Epileptiker, sie insgefammt, das weiß die moderne Wissenschaft, können für ihre Handlungen nicht die volle Verantwortung tragen; und dennoch straft man sie, wenn sie sich vergangen haben, und öfter noch vielleicht, wenn sie unbequem werden. Die unwirksamen Auslagen mancher Wärter, die Zeugenschaft abzulegen hatten, sprechen da eine beredte Sprache. Dies gleichgiltige, ja ungeduldige: "Das ist überall so, in anderen Anstalten kommen solche Fälle noch öfter vor", ist gerade kein Trost für die armen Pfleglinge, die solche "Wohlfahrtseinrichtungen" aufsuchen müssen. Zu seiner natürlichen Reizbarkeit überreißt der Kranke jede schlimme Erfahrung. Der Mangelliche wird noch ängstlicher, wenn er angeherrscht wird. Statt daß das belastete Gemüth sich befreie, wird es nur noch bedrückter. — Die frommen Bürgerleute aber zum Ausgang des 19. Jahrhunderts nennen das erhebende Wohlthat und wenn sie in besonders rührsamer, weichmüthiger Stimmung sind, dann rühmen sie und bewundern in selbiger Sprache, wie herrlich weit wir es in den Segnungen der Kultur gebracht haben.

Kleines Feuilleton.

— Die Stundenrechnung der Älten. Uhren sowohl wie die Zwölftheilung des Tages lassen sich im praktischen Gebrauche nicht vor der Alexandrinischen Zeitperiode nachweisen. Die älteste Rechnung nach Stunden findet sich in Pytheas's Schrift über den Ozean; auch die astronomischen Beobachtungen des Timocharis (um 280 v. Chr.) sind in Stunden angegeben. Nach Rom kam die erste Sonnenuhr im Jahre 263 v. Chr., die erste Wasseruhr mehr als ein Jahrhundert später. Um den Zeitpunkt zwischen Sonnenaufgang und Untergang in zwölf Theile zu zerlegen, dienten bei der Sonnenuhr Theilungen des Weges, den die Schatten spitze im Tage durchläuft, bei der Wasseruhr die Menge des abfließenden Wassers. Vor Einführung dieser Uhren hatte man sich in Griechenland zur ungefähren Bestimmung der Tageszeit damit geholfen, daß man mit seiner Sohle die Länge des eigenen Schattens maß und diese zur Zeitangabe benutzte. So verabredete man sich auf einen sechs-, acht-, zehnjährigen Schalten. Für gleiche Stunden ist aber die Schattenlänge in den einzelnen Monaten verschieden, und man hatte daher Stundentafeln für die täglichen zwölf Zeitabschnitte und für jeden Monat. Im ganzen sind uns fünf solcher Stundentafeln erhalten. Die Unterabtheilung der Stunde in Minuten und Sekunden stammt von den Babyloniern, von denen sie zu den Griechen kam. Diese Völker theilten indeß nicht die Stunde in 60 Minuten und die Minute in 60 Sekunden. Die Babyloniern hatten eine eigenthümliche Bruchrechnung, indem sie jeden Bruch bis zu einem beliebigen Grade von Genauigkeit durch Sechzigtheile des ersten, zweiten, dritten u. s. w. Grades ausdrückten. Diese Art der Bruchrechnung scheint durch Hipparch auf griechischen Boden verpflanzt zu sein, ihre eigentliche Einführung aber verdankt sie dem Astronomen Ptolemäus, der sie für die Theilung des Kreises und des Tages, nicht aber der Stunden anwendet. Stunden, Minuten und Sekunden finden sich in der europäischen Literatur erst am Ausgange des Mittelalters erwähnt; wahrscheinlich waren die arabischen Astronomen die ersten, welche die Sechzigtheilung auf die Stundenrechnung angewendet haben. Die Zwölftheilung des Tages stammt von den Babyloniern und scheint mit ihrer Einteilung des Himmels in zwölf „Häuser“ zusammenzuhängen. Daß man den Tag sowohl wie die Nacht jede für sich besonders einteilte, rührt von der verschiedenen Art und Weise her, wie man die Zeit bei Tage und in der Nacht unterschied. Denn während für den Tag die Bewegung des Schattens an der Sonnenuhr als Maßstab diente, mußte man für die Nacht die Stellung der Sterne zu Hilfe nehmen, woraus sich die doppelte Zählung der Stunden während einer einzigen Umdrehung der Erde um ihre Achse von selbst ergab. Als später die Unbequemlichkeit verschieden langer Tagesstunden je nach der Jahreszeit immer mehr empfunden wurde, verlegte man den Anfangspunkt der zwölfmaligen Stundenzählung auf Mitternacht und Mittag.

Bierbrauerei im 15. Jahrhundert. Welch hohen Werth man in früheren Jahrhunderten bereits bei der Bierbrauerei auf Herstellung eines guten Stoffs gelegt hat, ergibt sich aus den hinterlassenen Schriften des Junius Stengel zu Waltershausen. Dieser, ein anscheinend gewiegter Kenner der Bierbereitung, schreibt im Jahre 1426 an einen Freund:

„es ist aber das Bierbrauen eine herrliche Kunst und ein subtiles Inventum, mitten aus dem Kern der Philosophie gezogen.“

Die Ingredienzien, die ihm für seine herrliche Kunst einzig und allein von Nöthen schienen, bestehen lediglich in den folgenden fünf Dingen, die er wörtlich wie folgt beschreibt:

1. Ein guter Hopfen } so reichthaffen sein,
2. Ein gut Malz } wie sich's gebühret,
3. Ein gut Wasser und dessen nicht zu viel,
4. Ein guter Himmel und Luft,
5. Ein guter Braumeister, der an ihm nichts erwinden leßt, was zur Verfertigung eines guten Biers gehöret. —

Literarisches.

a. Gottheil Walthers: „Berliner Märchen“. Berlin, Hermann Walthers. — Das rein Lehrhafte spricht sich in diesen Märchen nicht in einer langweilig gebietenden Moral aus, sondern befruchtet durch starke Anregung der Phantasie und durch das Spiegelbild alles menschlichen Thuns und Treibens das leichtempfindliche Kinderherz. Die Sprache ist einfach, schlicht poetisch. Sechs farbige Vollbilder nach Original-Aquarellen von Franz Starbina und ein nach einer Zeichnung Franz Studz's hergestelltes Deckelbild zieren diese glücklich ersonnenen Märchen, in welchen tiefe Geheimnisse der Natur und Poesie mit kindlichem Gemüthe Kindern enthüllt werden. —

Theater.

—r. Schiller-Theater. Wir leben schnell. Das zeigte sich, als gestern „Die wilde Jagd“, das bekannte Lustspiel von Ludwig Fulda, im Schiller-Theater aufgeführt wurde. Fulda ist einer der Jüngeren, und doch, wie altväterisch klingen die Morallehen, wie altväterisch ist selbst die Handlung in diesem Stück, von dem man in den achtziger Jahren sagte, daß es sich der Zeitstimmung anpasse. Als wilde Jagd bezeichnet Fulda satirisch das ängstliche, nervenzerrüttende Hasten des modernen Menschen. Des modernen Menschen in der „guten“ Gesellschaft. Zu einer gewissen Erkenntniß des im Proletariat

vorhandenen Jammers kam Fulda erst später in seinem „Verlorenen Paradies“. Dem bürgerlichen Streberthum, der trampschaften Sucht, sich um jeden Preis in der großen Welt bemerkbar zu machen, stellt der Dichter das Glück der stillen Häuslichkeit gegenüber, das ein alter, etwas salbadernder Sanitätsrath mit glücklichem Erfolg predigt. An seinem runden Tisch geloben die jungen Brautleute wie die einander fremd gewordenen Ehegatten, fortan nicht mit Dampf, sondern im guten alten Postkutschentrott durchs Leben zu pilgern. Es ist bezeichnend für die Stimmung in den Kreisen des kleinen Mittelstandes, daß eine so antiquirte Anschauung beinahe begeistert applaudirt wurde. Nicht allein bei einem Arbeiterpublikum, sondern auch unter den Besuchern der bedeutenderen Theater würden die in der „wilden Jagd“ zum besten gegebenen Predigten Kopfschütteln und ein gelindes Gähnen hervorrufen; im Schiller-Theater erwartete sich ein besonders lang gehaltener Lobspruch auf die Beschaulichkeit vergangener Zeiten einen Verfallsanbruch vor offener Szene. Das Stück wurde stärker im Wiedermannstöne gespielt, als dem Dichter am Ende lieb sein mochte. Doch klappte das Ganze recht vorzüglich. Besonders Lob verdienen Frä. Pauly als Materin Melanie, Herr Cyben, der den Sanitätsrath gab, und ferner Herr Schmajow, dessen Kunstkritiker überaus komisch wirkte. —

Musik.

—er—. Konzerte. Der huldigenden Erinnerung an Beethoven's Geburtstag (16. Dezember 1770) waren die letzten Programme unserer beiden großen Orchester-Vereinigungen geweiht. Nitzsch und seine Philharmoniker begannen mit der 2. „Leonoren“-Ouvertüre, in der alle Motive, deren breite Ausgestaltung die „dritte“ zu einem unerreichten Lendrama formte, in einem mächtig pulsirenden und der jubelnden Schlussfretta zudringenden Musikstücke vereinigt sind. Nitzsch brachte die Gesangsstellen des Florestan-Motivs und nach dem katastrophalen Trompetensignal ergreifend heraus und erreichte auch durch seinen anfeuernden Energieschwung eine herrliche Entfaltung der abschließenden Steigerung. Der Vortrag des Violinconcertes ließ Fräulein Betty Schwabe auf ansehnlicher Künstlerischer Höhe erblicken. Alles an ihr ist wohlthuende Bescheidenheit; der warme Glanz und die innige Kraft ihres Tones, ihre reife, nie sich eitel vordringende Technik und ihre ungetrübte Auffassung, die sich stets um Beethoven, nie um den Namen Betty Schwabe kümmert. Das Mädchen ist eine ganze Künstlerin, sie braucht um Namen und Zukunft nicht besorgt zu sein. Eine herbe Enttäuschung bereitete Herr zur Mühlen mit dem Vortrage des Liederkreises „an die ferne Geliebte“. Das Organ dieses Gesangs-Künstlers fängt an, jede tenorale Glaubwürdigkeit zu verlieren; befindet es sich nun wie an jenem Abende überdies in trügerischer Verfassungslage und wird es zu seltsamen Vortrags- und Tempobizarrerien bemüßigt, so ist das Resultat weder des großen Meisters, noch des intelligenten Vortragenden würdig. Den Abschluß des Abends bildete die C-moll-Symphonie, deren beide ersten Sätze durch ungewohnte rhythmische Verzögerungen und Beschleunigungen weit gegen die überzogene Nacht zurückstanden, womit das triumphirende Finale die Zuhörerschaft zu stärkster Anteilnahme fortriß.

Auch das 4. Symphonie-Konzert der königl. Kapelle gestaltete sich zu einer erhebenden Beethoven-Feier. Das Programm enthielt zwei Stücke aus der Musik zu den „Ruinen von Athen“, deren reizend gespielter „türkischer Marsch“ zur Wiederholung begehrt wurde, ferner das von reiner Poesie durchlebte G-dur-Klavierkonzert, welches durch Herrn Eduard Ritter mit geradezu kongenialer Seele zum Ausdruck kam, die dritte Leonoren-Ouvertüre und die C-dur-Symphonie. Kapellmeister Dr. Ruck brachte in seiner festen und, allen buchstäblichen Nuancen fremden Dirigentenart diese beiden Instrumental-Höhepunkte zu einer ehrlich eindringlichen Wirkung.

Herr Ritter-Brown aus New-York stellte sich diese Woche an die Spitze unserer Philharmoniker, um zu beweisen, daß er mit Unterstützung eines routinirten Orchesters richtig einen 3/4- und 4/4-Takt anschlagen könne. Ein solcher Mangel an Phantasie, Individualität und geistiger Durchdringung des Stoffes kann am allerwenigsten mit der Jugend des Herrn Brown entschuldigt werden. Jeder Konservatorium hat Ideale, diesem temperamentslosen Amerikaner scheinen selbst Partituren von solch ausgesprochenen Physionomie, wie Bizet's „L'Arlesienne“ und Wagner's „Waldbene“, eine todte Menge von rhythmisch geordneten Notenköpfen zu sein. Die Vorträge der mitwirkenden Wiener Hofopernsängerin Witz Wacker vermochten über den verlorenen Abend zu trösten; sie besitzt einen klangvollen umfangreichen Alt, welcher sich mit starken Vokalaccenten über kleine Intonationschwankungen effektiv hinwegsetzt.

Der Liederabend, den Frau Luisa Sobrino und Fräulein Boye veranstalteten, erzielte einen im ganzen erfreulichen Erfolg. Das Material der beiden Künstlerinnen ist von der Zeit nicht unberührt geblieben, aber sie ersehen durch ungewöhnliche Wärme der Empfindung und poetische Vortragseigenheiten, was ihnen an blühendem Klangcharakter der Stimmen abgeht. Besonders die Wiedergabe einiger in der Heimathsprache gesungenen nordischen Volkslieder seitens Fräulein Boye war eine aus innerster Seele gegossene Kunstleistung.

Ein geistig und technisch gleich hervorragender Violinist ist der Pariser Künstler Debroug. Wir hörten von ihm mit Piano-

Begleitung des Kompositeurs selbst das mit den bedeutsamsten Ausdrucks Mitteln gezeichnete G-moll-Konzert von Max Bruch und konnten die Bewunderung des Publikums, welches sich von solcher Wahrheit der Empfindung, solch' einwandfreier Technik und solchem großartigen Stil zu flammender Begeisterung hingerissen fühlte, nur theilen. —

Erziehung und Unterricht.

— Aller Voraussicht nach wird die Stadt New-York in einigen Jahren ein öffentliches Bibliothekgebäude besitzen, das an Vorzüglichkeit der inneren Einrichtung wie auch der Architektur eine Prachtleistung der modernen Bibliothekbauten zu werden verspricht. Von den eingegangenen 85 Plänen wurde der der Architekten Carrere und Hastings ausgewählt, da er allseitig als der beste anerkannt wurde. Danach wird das Gebäude im Stile der italienischen Frührenaissance ausgeführt. Besonders großartig gedacht ist die in Marmor zu errichtende Vorderseite des Gebäudes, zu dessen Herstellung 2 1/2 Millionen Dollars bereit liegen. Da die Bücherschätze der berühmten Lenox-, Astor- und Tilden-Bibliotheken zu dieser Bibliothek vereinigt werden, so dürfte sie am Eröffnungstage nach Ausschleudung aller Doubletten wenigstens 450 000 Werke besitzen. Die Bibliothek soll das ganze Jahr hindurch von morgens 9 bis abends 10 Uhr, an Sonn- und Feiertagen von 1 bis 10 Uhr geöffnet sein.

Geographisches.

t. Ueber den Winter in Klondyke hat G. W. Nelson der Geographischen Gesellschaft in Washington in der November-Nummer einige interessante Mittheilungen gemacht. Nelson ist selbst vom Herbst bis zum Frühjahr 1880/81 auf einer Pelzhandelsstation am oberen Yukon nicht weit von Dawson-City gewesen und hat dort Temperaturbeobachtungen angestellt. Der Yukon froh im November fest zu und blieb mehr als sechs Monate lang mit einer dauernden Eisschicht bedeckt. Von Ende Oktober an sank die Temperatur ständig und erreichte ihren niedrigsten Punkt im Dezember mit -67 Grad Fahrenheit (-55 Grad Celsius), die niedrigsten Temperaturen im Januar, Februar und März waren beziehungsweise -40 Grad, -49 1/2 Grad und -41 Grad Celsius. Im Monat März fand unter dem Einfluß der wiederkehrenden Sonne eine ungeheure Temperaturschwankung statt von über 48 Grad zwischen der niedrigsten und der höchsten Temperatur. Das Eis blieb jedoch bis Mitte Mai auf dem Flusse fest, und es dauerte dann noch einige Wochen, ehe das Wasser genügend frei von Treibeis geworden war, um die Wiedereröffnung der Schifffahrt zu gestatten. —

Meteorologisches.

io. Ein rother Regenbogen. In den Denkwürdigkeiten von Lord Tennison findet sich die Erwähnung eines rothen Regenbogens, der im Jahre 1882 bei Sonnenuntergang einmal zu sehen gewesen sei. Der berühmte englische Physiker Norman Lockyer machte seinerzeit darauf aufmerksam, daß in der Geschichte der Meteorologie der Fall eines rothen Regenbogens bisher noch nicht verzeichnet worden sei. Es ist daher von allgemeinerem Interesse, daß am 29. Juni d. J. wie jetzt die Londoner Zeitschrift „Nature“ erzählt, in England ein schöner hellrother Regenbogen beobachtet wurde, der sich auf schweren Gewitterwolken abzeichnete, während auf der gegenüberliegenden Seite die Sonne in hellem Gold am klaren Himmel unterging. Der Regenbogen war von vollkommener Form und reichte über den halben Himmel. Seine Dauer war einige Minuten. Für einen Augenblick sah der Beobachter einen Streifen von blassem Seegrün in der Mitte der rothen Farbe. —

Humoristisches.

— Eine ergötzliche Gespenstergeschichte wird der „Weser-Ztg.“ aus Kassel erzählt: Eine unlängst hierher gezogene Familie erhielt von auswärts den Besuch einer jungen Dame, die in einem im zweiten Stock liegenden Fremdenzimmer einlogirt wurde, während die Wohn- und Schlafräume der Familie sich im ersten Stockwerke befinden. In der Nacht nach der Ankunft der jungen Dame wird plötzlich in heftiger Weise die Glocke der Vorgangstür im ersten Stock gezogen. Mann und Frau, die eben im ersten süßen Schlummer liegen, fahren entsetzt in die Höhe, an Feuersgefahr und sonstige Unglücksfälle denkend. Endlich entschließt man sich, zu öffnen, und findet draußen vor der Thür in ihrer Nachtkloilette, angst- und frostbevend die junge Dame. Mit allen Zeichen wirklichen Entsetzens versichert sie dem Ehepaare, droben in ihrem Gemache habe ein „Gespenst“; es habe soeben vernehmlich unter ihrem Bette geschnarcht. Die Dame des Hauses schließt theilnahmsvoll nach edler Frauen Art die Tieferschlittere an ihre Brust. Der Mann aber, ein zweiter Bayard, greift ergrimmt nach seinem auf dem Vorgang lehrenden Stocke und „schwört in stolzer Kampfeslust“ die Treppe ersteigen und das „Gespenst“ in sein nächtliches Reich zurückschleichen zu wollen. Mit diesem heldenhafte Vorfrage ist indessen die theure Gattin durchaus nicht einverstanden; schnell entläßt sie die Freundin aus ihren weißen Armen, um sie dafür ihrem Bayard um den Hals zu schlingen und ihn inständig zu bitten, von seinem verwegenen Vorfrage abzulassen. Der Schnarcher droben, erklärt sie, kann ebensovohl auch ein Mörder und Einbrecher, als ein harm-

loses Gespenst sein. „Du darfst Dich unter keinen Umständen in solche Gefahr begeben, Theuerster.“ Er läßt sich in das Gemach zurückziehen, es kann ja recht gut auch ein Gespenst sein. Im Zimmer angelangt, verschließt die sorgliche Gattin vorsichtig die Thür, während der Besuch, um ganz sicher zu sein, fürsorglich noch den Kiegel vorschleibt und das Schlüsselloch verstopft. Man hat ja Beispiele, daß Gespenster auch durch Schlüssellocher gefahren sind. Da — eben sehen sich die Dreie um den Tisch, um Kriegs-rath zu halten — wird drunten die Straßenlaterne verlöscht. Der Gattin kommt ein erlösender Gedanke. Damit der heldenhafte Gatte inzwischen nicht doch noch sein köbnes Wagemüth vollführe, zieht sie den Widerstrebenden mit an das Fenster, öffnet dasselbe und bittet den eben im Weitererschreiten begriffenen Laternenwärtler, heraufzukommen und ein im Hause befindliches „Gespenst“ zu verjagen. Der Mann des Lichtes aber scheint keine Spur von einem Helden zu haben und obendrein recht ungalant zu sein, denn er kraut sich hinter dem Ohre und erklärt der Hilfesuchenden, daß er von der Stadtverwaltung nur für das Auszünden und Auslöschen der Laternen angestellt worden sei, der Kampf mit „Gespenstern“ aber seine Dienstbefugnisse weit überschreite. Sprach's und trollte sich schände von dannen. Die Dreie aber saßen beratend und schlafend, schlafend und beratend zusammen bis zum Morgen, wo endlich, nachdem die nun erscheinene Magd und der beherzte Milchmann als Freiwillige die Sturmkolonne verhärtet, die Treppe nach der zweiten Etage erklimmen wurde. Besgeistlicherweise fand sich von dem „Gespenst“ keine Spur mehr vor, da diese nächtlichen Unholde bekanntlich darauf verpflichtet sind, beim ersten Hahenschrei in ihr stilles Grab zurückzukehren. Nur der Leel des Hausherrn hufchte, als man die Thüre des Fremdenzimmers öffnete, schen und mit niedergeschlagenen Augen an der Sturmkolonne vorbei und die Treppe hinab. —

Vermischtes vom Tage.

y. In Gulsig (Nordschleswig) wurde dieser Tage ein gewisser Madsen begraben. Er stand 80 Jahre im Dienst der Rettungsmannschaften und hat während dieser Zeit 153 Schiffbrüchigen das Leben gerettet. —

— In Kattowiz ist das Töchterchen eines Beamten, das gern und oft mit einem Stubenhündchen spielte, an Sundenwärmern erkrankt und nach kurzer Zeit in einer Breslauer Anstalt gestorben. —

— In Blauen hat die Frau eines Milchhändlers ihre zwei jüngsten Kinder in einen Teich geschleudert und ist dann nachgesprungen. Alle drei sind ertrunken. Die Frau war Mutter von sechs Kindern, von denen das älteste 15 Jahre alt ist. —

— In einem Zirkus in Christiania tritt seit einigen Tagen ein Clown in der Maske Ipsen's auf. Der Zulauf ist ungeheuer. —

— In Wien wird vom 1. Januar an eine neue literarisch-politische Wochenschrift großen Stils erscheinen. Das Blatt wird „Die Wage“ heißen. Herausgeber ist Dr. Rudolph Lothar. —

— Eine Heldin. Sonntag Abend, den 28. November, übernahm, wie jeden Abend, die Frau des Streckenwärters Manz den Dienst ihres Mannes auf der Linie der Nordostbahn im sogenannten Steinbruch bei Schaffhausen. Während sie nun ihren Dienstobliegenheiten nachkam, gewährte sie um 9 Uhr 25 Min., daß in dem von ihr nebst vier anderen Familien bewohnten Hause Feuer ausgebrochen sei. Zu gleicher Zeit war auch der Zug Nr. 290 von Gllisau, der um 9,34 Uhr in Schaffhausen eintrifft, fällig. Entweder mußte sie nun ihren Posten bei einem stark begangenen Uebergang verlassen und so fremder Leute Leben bei Annäherung des Zuges gefährden, oder ihr Mann und Kind, die, wie sie wußte, sich zur Ruhe begeben hatten, ihrem Schicksal überlassen. Sie entschied sich für das letztere und setzte somit das Leben ihrer Lieben ein für die Pflichttreue resp. das Leben fremder, den Uebergang passirender Personen. — Der Streckenwärter konnte sich und sein Kind retten, hat durch den Brand aber alle seine Mobilien verloren. —

— In Paris stießen infolge dichten Nebels zwei Eisenbahnzüge zusammen. Mehrere Personen wurden verletzt. —

— 70 Jahre im Irrenhause. In einem Privat-Irrenhause in Yorkshire (England) ist kürzlich eine gewisse Mary Ann Sargent, 96 Jahre alt, gestorben. Ueber 70 Jahre war sie als Geistesranke internirt. —

— In Irland ist eine Frau Armstrong im Alter von 118 Jahren gestorben. Seit einem Jahrhundert hat sie in Spanish Point bei Miltown Massay gewohnt; bis vor ganz kurzer Zeit ist sie nicht einen Tag in ihrem Leben krank gewesen. —

— Der Dampfer „Cleveland“, der mit Passagieren und Lebensmitteln nach Klondyke unterwegs war, hat an der Westküste der Vancouverinsel totalen Schiffbruch erlitten; 22 Personen sind ertrunken. —